

Eberhard Diers ließ die Asche seiner Savanna langsam in den Becher gleiten.

Wenn das Getreide knapp wird, so müssen die deutschen Hausfrauen selber einen freiwilligen Heimkrieg führen," sagte er. "Unsere deutschen Frauen verstehen das Sparen aus dem H. Was meine Mutter zum Beispiel an Stelle des mangelnden Weizenmehls im Hause verwenden würde, das weiß ich nicht. Aber das eine weiß ich bestimmt, das Mittagessen wird immer gleich schmachtend bestellt sein. Wir haben ja eine reiche Auswahl in allen möglichen Dingen."

"Ist die deutsche Erde so fruchtbar?" fragte Sam Diggs erstaunt.

"Ja, unser deutsches Land ist fruchtbar," erwiderte Eberhard voll Stolz. "Aber darin liegt nicht allein der Wert. Die Hauptsache liegt meines Erachtens in der praktischen Verwertung der Erzeugnisse, in dem klugen Sinn der deutschen Hausfrau, die jedes Produkt der heimatischen Erde nutzbringend zu verwenden versteht."

"Ja, die deutschen Frauen sind praktisch," bemerkte jetzt auch Hans Richter in seiner schnellen, sprudelnden Weise. "Ich würde niemals ein anderes als ein deutsches Mädchen zur Gattin nehmen; selbst wenn ich die Wahl hätte zwischen Millionen und Armut. Der praktische Sinn ist ein Kapital, das laufend hohe Zinsen abwirft."

"So müßten die Töchter unseres Landes von deutschen Frauen erzogen werden, um sich deren Vorzüge anzueignen?" fragte Sam Diggs, und ein feines Lächeln huschte um seine Lippen. "Ihre geistigen Kenntnisse schöpfen sie ja schon längst aus dem Brunnen der deutschen Gelehrsamkeit."

Eberhard Diers hatte mit leisem Unbehagen den Worten des Freundes zugehört. Jetzt sagte er schnell:

"Es wird ja auch unter den Töchtern Ihres Landes Frauen geben, die mit weiser Umsicht einen Haushalt zu führen verstehen, Mr. Diggs."

"Das will ich meinen!" rief dieser und schlug mit der gebräunten Hand auf den Schenkel.

Ein bronzefarbener Diener trat näher und reichte seinem Herrn auf silbernem Tablett einige Telegramme. Mr. Diggs griff danach und überflog deren Inhalt.

"Ah — Mr. Richter, Danston Brothers nehmen das Angebot an. Wir wollen sogleich das Nötigste veranlassen. Kommen Sie." Er erhob sich. "Mr. Diers," wandte er sich an Eberhard, der ebenfalls aufgesprungen war, "Sie haben wohl die Liebesschwärze meiner Tochter zu melden, daß ich erst in einer Stunde wiederkehre. Sie werden Maud im Garten finden."

Eberhard verneigte sich zustimmend.

Wie süß die Blumen im Garten dufteten! Die verschwenderische Pracht der Tropen schien hier auf dem Zenith ihres Könnens zu stehen. Von kundiger Gärtnerhand gezüchtet, vereinte sich die Heppigkeit des Südens mit der Lieblichkeit der Vegetation fremder Erdschritte. Hundertfältige Farben flammten aus weitgeöffneten Blumenkelchen, die aus dem grünen Bett des Rasens hervorquollen und sich mit schlingendem Gerank um die Stämme der Palmen legten. Ein schmaler Pfad führte in das Dämmern dieser Wildnis

hinein, in den Park, der seine romantische, urwaldartige Schönheit beibehalten hatte, obwohl man überall die schaffende Hand des Gärtners erkannte. An verschiedenen Stellen war das Schlingengewächs ausgerodet und aus weißem Korbgeflecht eine Ruhebank errichtet worden.

Auf einer der Bänke saß Eberhard die schöne Maud sitzen.

Noch niemals war ihm das Erdbhafte, sinnlich-schöne dieses schlanken Mädchens so zum Bewußtsein gekommen als jetzt, da sie inmitten der höchsten Erdenpracht thronte wie eine Königin, von deren Schönheit alles Schöne ringsum ein schwacher Abglanz ist. Ihre dunklen Augen, die groß und sehnüchlich glänzend in dem jetzt fast weiß schimmernden Anlicht standen, brannten zu ihm herüber in verzehrendem Feuer, und der leuchtend rote Mund glühte wie eine süße Frucht, die des Wanderers harrt, den sie erquiden soll.

"Zauberin," dachte er im Näher-schreiten. Und dabei fiel ihm sein Bruder Theo plötzlich ein, dieser zartnervige, feinfühligste Mann, dem es höchster Genuß war, wenn er sich über die Schwere des sinnlichen Lebens emporheben konnte zu reinen, unirdischen Freuden. Er, der Arzt, an dem das rein Körperliche, selbst in der löblichsten Gestalt keine Begeisterung entflammte, weil er täglich die Vergänglichkeit und Nichtigkeit solcher Schönheit sah. Würde Theo an der Seite dieser Frau glücklich werden, und würde er sie glücklich machen können?

Er folgte dem Wink ihrer Hand, die ihn zum Sitzen einlud. Eine Welle saß er stumm neben ihr und lauschte auf die Stimmen des Urwaldes, die von fern herilbertönten; dem Kreischen der Papageien, dem Geschrei der Affen, dem gurrenden Lachen der Waldtauben. Dann — wie mit einem Schlage, war alles still. Vielleicht nahte sich auf schleichen den Sohlen ein Raubtier, das nach Beute suchte —

Er meinte, das Herz der Natur angstvoll klopfen zu hören, und wußte doch, daß es sein eignes, stürmisches Herz war, das so schlug.

Die Nähe des schönen Mädchens bezauberte ihn, nahm ihn ganz gefangen. Und er dachte in Lust und Qual zugleich: "Das ist ein Augenblick, der niemals wiederkehrt, nie wiederkehren darf. Denn sie gehört ja meinem Bruder Theo."

"Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat," bat sie leise. Er fühlte die Wärme ihrer Hand, die dicht neben der seinen ruhte.

Er sah sie mit stummer Frage an. Was sollte er ihr erzählen? Von den Tannen- und Buchenwäldern daheim, von wogenden Kornfeldern und zartgefärbten Wiesen mit kleinen Blumen darauf? Von den Bergen, deren Spitze man in wenigen Stunden erklimmen hatte? Von den ruhigen Spiegeln der Seen? Ah, das war doch alles matt und farblos gegen die Pracht, die hier um sie war, die von ihr auszugehen schien, als sei sie ein Teil ihres Selbst.

"Was kann ich Ihnen erzählen?" fragte er traurig. "Meine Heimat ist arm, wie ich —"

Ein Leuchten glomm in ihren Augen auf.

"Sie sind reich. Wer eine Mutter hat,

der ist reich wie ein König. Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, der praktischen Frau."

Er sah sie fassungslos an. Hatte sie vorher dem Gespräch gelauscht, das er mit Sam Diggs auf der Terrasse geführt hatte?

"Meine Mutter ist praktischen Sinnes, weil sie sich stets mit Wenigem einrichten mußte," sagte er. "Wo sich vier wilde Jungen hungrig toben, da lernt eine Mutter das Sparen. Sie ist eine zierliche, blonde Frau, zart und mild, und voller Sorgen um ihre vier Jungen, die nun sämtlich das heimatische Nest verlassen haben."

"Blond ist sie," sagte Maud sinnend. "Und sie hat blaue Augen?"

"Ihre Augen sind blau wie die kleinen Blumen, die in unseren heimatischen Wiesen wachsen."

"Ich möchte diese kleinen Blumen einmal sehen," sagte Maud mit jäh hervorbrechender Leidenschaft. "Ich möchte die blauen Augen Ihrer Mutter sehen und ihr blondes Haar. Einen deutschen Winter möchte ich erleben, wo die Seen zu Spiegeln werden, zu gläsernen Wegen, über die man hingeleitet auf messerscharfen Stahlschuhen — und dann ins Zimmer zurückkehren, frosterstarrt, und mir am Ofen neue Wärme suchen!" Sie hatte seine Hand ergriffen und preßte sie fest in der ihren. "O, das schöne deutsche Land, das jetzt so viel rotes Blut opfert für seine eigene, fruchtbare Erde! Diese herrlichen deutschen Männer, die den feindlichen Kugeln stolz die Brust bieten und dabei singend vorwärtsstürmen, in den Tod!"

Die Begeisterung des schönen Geschöpfes, das so voll Liebe für sein Heimatland war, packte Eberhard mit unwiderstehlicher Gewalt. Er hätte vor ihr niedersinken mögen und flehen: "Komm mit mir in meine Heimat, in das Land der Helden — komm mit mir als mein Weib, damit ich dich der Mutter ans Herz legen kann als die längstverheirathete, willkommenste Tochter!"

Er biß die Zähne zusammen. Es durfte nicht sein. Um keinen Preis durfte das sein.

Und da wurde er grausam.

"Nix Maud," sagte er spöttisch, "mein Bruder Theo ist kein Held in dem Sinne, wie Sie es eben meinten. Er ist Arzt und wird wohl kaum die Krankensäle verlassen."

Er sah, wie das Blut aus ihren Wangen wich, und wie sich eine trostlose Falte über ihre Stirn zog.

"Ich weiß nicht, was Sie damit meinen," sagte sie eifrig. "Ich — ja allerdings. Es war einmal die Rede davon, daß ich einen deutschen Arzt heiraten sollte, der Theo Diers hieß. Ich hatte ein Inserat in eine Berliner Zeitung gegeben, noch vor Ausbruch des Krieges — und ich erhielt eine große Menge Zuschriften. Es war ein törichter Streich, aus der Langweile eines mutterlosen Mädchens geboren. Hätte ich eine Mutter besessen, wie die Ihre, dann wäre wohl vieles anders gewesen bei mir. Dann wäre ich besser erzogen worden, als ich es bin."

Unter den Antworten, die ich auf mein Inserat erhielt, befand sich ein Brief, der von einer Dame herrührte. Sie hieß Olga

Schroth. Zu ihr hatte ich Vertrauen; einem der männlichen Reflektanten zu antworten, verbot mir die Scheu. Ich schrieb also an die Dame zurück, daß ich nach Deutschland zu reisen beabsichtige und sie besuchen würde, da ich nicht abgeneigt sei, die Bekanntschaft ihres Schüglings zu machen. Kurz nachdem ich den Brief abgesandt hatte, brach der Krieg aus. Seitdem erfuhr ich nichts mehr. Erst heute erinnerten Sie mich daran und ich mußte erkennen, daß ein Mädchen sich preisgibt, wenn es sich auf Pfade wagt, die abseits vom Herkommen liegen."

Ihre Stimme brach, die mühsam erungene Kraft versagte. Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach in bitterliches Weinen aus.

Eberhard Viers schämte sich in innerster Seele. Nun hatte er das holde Mädchen beleidigt, sie, die zugleich seine Arbeitgeberin war! O, was war er doch für ein Tölpel!

"Ich habe Sie gekränkt, Signora," sagte er reumütig. "Verzeihen Sie mir. Ich weiß selbst nicht, warum ich das zu Ihnen sagte. Mein Bruder ist ein edler und großer Mann — er ist zehntausendmal besser als ich. Und ein Held ist er auch — wenn er auch nicht mit den Waffen in den Reihen der Anderen kämpft. Sie werden ihn schätzen und — lieben lernen."

"Nein, nein!" schluchzte Maud und schlug mit dem kleinen Fuß den Boden. "Schweigen Sie doch! Ich werde Ihren Bruder niemals lieben. Ich werde überhaupt nicht nach Deutschland reisen, um zu heiraten!"

Warum wurde ihm plötzlich so froh und leicht sein Sinn? Was gab ihm den Mut, vor Maud auf die Knie zu sinken und seinen Kopf in ihren Schoß zu neigen? Wahnsinn war das, Frevel! Sie war ja seine Brotherrin! Ein Wink von ihr, und er war hinausgestoßen ins Elend der Arbeitslosigkeit und konnte betteln gehen — hier im fremden Lande, wo man die Deutschen verspottete und — haßte.

Er wollte aufspringen und davoneilen, so weit ihn seine Füße trugen, ehe sie ihn selbst von dannen trieb —

Da fühlte er, wie ihre kleine Hand sanft über sein blondes Haar strich. Und dabei hörte er ihre Stimme, süß wie ein Glockenton der Heimat über sein Haupt hin in den schweigenden, dämmernden Wald klingen:

"Ich weiß einen deutschen Felden, dem ich mich zu eigen geben würde, wenn er mich will. Sein Haar ist golden wie die Sonne und seine Augen sind blau wie die kleinen Blumen, die auf deutschen Wiesen blühen, und er hat eine Mutter, die auch meine Mutter sein wird —"

"Maud!" jubelte er auf. "Süße, holde Maud! Kann denn das möglich sein? Meinst du wirklich mich, den armen Chiffbrüchigen, den du aus Mitleid und Barmherzigkeit aufgenommen hast? Du — die reiche Maud Diggs — es kann ja nicht möglich sein!"

Da schlang sie ihre weichen Arme um seinen Nacken und zog ihn sanft zu sich empor.

"Was nützt mir der ganze Reichtum, wenn ich nicht glücklich bin? Reich bin ich erst geworden, seitdem ich dich liebe!"

"Maud!" stammelte er. "Ich liebe dich ja mehr als alles auf der Welt —" und er neigte seinen Mund ihren roten Lippen entgegen. Aber sie wich ihm aus.

"Nein, Eberhard. So darfst du nicht sagen. Es heißt doch: 'Deutschland, Deutschland über alles in der Welt.' Aber dann, nach deinem Vaterlande, da komme ich gleich an die Reihe, zusammen mit deiner Mutter."

"Mehr als sie!" rief er. "Maud, das kannst du ja gar nicht fassen, wie ich dich liebe!"

Sie schloß die Augen, sekundenlang. "Ah!" sagte sie im Tone tiefsten Glückes und reichte ihren Mund willig seinem Kusse hin.

Um sie her woben die Dämmer Schatten des Zauberwaldes. — — — — —

Sechzehn Flieger waren über dem Kanal gesichtet worden und hatten die englische Küste beschossen. Der Rittmeister von Binski las den Damen den Bericht aus der Zeitung vor. "Nun, Fräulein Rose, schlägt Ihnen nicht das Herz dabei?" fragte er neckisch.

Rose strickte grade die "Ferse" ihres grauen Strumpfes und zählte die Nägelchen. Sie antwortete daher nur mit einem Kopfschütteln. Dann aber hob sie den Kopf und sagte: "Warum denn? Da war Rolf nicht dabei. Er arbeitet lieber allein. Wenn der über den Kanal fliegt, dann geht es gleich bis London. Seht mal acht: Wenn die Zeitungen melden, daß ein einzelner Flieger über Englands Hauptstadt gesichtet wurde, dann war das Rolf Viers und kein anderer."

"Ueber London?" — "sagte der Rittmeister. "Fräulein Rose, Sie haben Phantasie. Nein, mein Kind, das wird wohl ein Ding der Unmöglichkeit bleiben. Bei so einer weiten Tour würde der Maschine Benzin und Atem ausgehen."

Rose lachte nun gleichfalls, aber sie schwieg. Märchenhafte Träume mochten in dem jungen Hirn ihr spukhaftes Wesen treiben, denn wenn sie die Augen einmal von ihrem Strickzeug hob, glänzten sie in einem feherischen Feuer.

(Fortsetzung folgt.)



Auf Patrouille.

Von Robert Heymann.



Herr Oberleutnant Salm auf Offizierspatrouille," lautete der Befehl.

Kerzengerade stand der Oberleutnant vor dem Korpskommandanten. Das Kommando war in einer halbverfallenen Hütte untergebracht, die die Geschicklichkeit und Erfindungsgabe einiger Reserveoffiziere halbwegs wohllich gestaltet hatte. Karten und Stützen bedeckten die Tische, die aus allem möglichen Material in Eile hergestellt waren.

Mehrere Generalstabsoffiziere sahen über die Karten gebeugt. Der Blick des

Oberleutnants, der nicht gleich beachtet wurde, verfolgte die roten und blauen Linien auf dem hellen Hintergrund. Sie zogen sich bald wie Schlangen dahin, bald wie wellige Höhenzüge, bald wieder liefen sie schurgetade und dieselbe Linie sah man gegenüber: Es waren die Stellungen von Freund und Feind, die sich in Schützengräben gegenüberlagen. Die Spitze des Korps hatte am vergangenen Tage den Kampf aufgenommen und sich sogleich eingegraben. Nun standen sich die Feinde gegenüber. Die schwere Artillerie hatte bereits ihre Stellungen eingenommen und am frühen Morgen das Duell begonnen, die Infanterie in den Gräben hatte mit Maschinengewehren eingegriffen. Ein Ansturm des Feindes war zurückgeschlagen worden.

Nun galt es, zu erfahren, welche Verstärkungen der Gegner heranzog, um vielleicht am nächsten Tage mit überlegenen Kräften die Schlacht zu beginnen.

Der Offizier las die Zahlen der Regimenter hinter den blauen Linien — das waren die deutschen Armeeteile, die der Korpskommandant augenblicklich zur Verfügung hatte. Da war jedes Glied der langgedehnten Front an seinem Platz: Die Regimenter und die Divisionen, die Batterien und die Flieger, die Munitions- und Proviantkolonnen, die Fernsprechteilungen und die Funkstationen, die Pioniere und die Arbeitskolonnen.

Ein Ordonanzoffizier sah vor einer Schreibmaschine und arbeitete, als gälte es, einen Rekord im Betttschreiben aufzustellen. Nur einmal sah er von seinen Papieren auf und warf dem bekannten Reiteroffizier einen freundlichen Blick zu, dann ging es wieder weiter — tad — tad — tad — die Befehle mußten übertragen werden, damit man sie weitergeben konnte.

Die Tür ging auf und zu, zu und auf. Ordonnanzen mit Depeschen, Offiziere von der Front mit mündlichen und schriftlichen Meldungen.

Vom Nebenzimmer herein drang das Tutu — tutu der Telephone — man hörte sprechen — Offiziere kamen mit Meldungen, Befehle wurden gegeben, empfangen, und dann wieder die Stimmen in das Telefon.

Endlich sah der Kommandant auf. Er wollte dem Ulanen persönlich seine Befehle geben.

"Sie müssen nach Südosten auflären, Herr Oberleutnant." Der Kommandant griff nach einer Karte und trat neben den Offizier, der die Hand am Helm, unbeweglich stand. "Notieren Sie sich, bitte, diese Einzeichnung. Sie reiten über das Dorf, das unserer Schützengrabenlinie zunächst liegt, hinaus. Nehmen Sie Freiwillige mit. Der Ritt kann Sie in nächste Zählung mit dem Feinde bringen. Unter sieben Mann dürfen Sie nicht mitnehmen. Sechs Mann von der Telephonabteilung werden Sie begleiten. Im Falle dringender Gefahr sofort telephonische Meldung erstatten. Sie haben mich verstanden, Herr Oberleutnant?"

"Zu Befehl, Herr General!"

Der Kommandant wandte sich um. Der Oberleutnant eilte hinaus. Ein Stabs-offizier hatte bereits dafür gesorgt, daß die

sechs Mann der Telephonabteilung bereitstanden.

Der Offizier kam zu seiner Truppe zurück.

„Sieben Freiwillige vor zu einem Patrouillenritt!“

Vierundzwanzig meldeten sich. Er suchte sich seine Leute aus.

Ein befreundeter Oberleutnant prüfte den Revolver nach.

„Sie nehmen mich doch mit, Herr Kamerad?“

„Aber mit Vergnügen! Haben Sie keine Aufgabe bekommen?“

„Nein. Der Oberst meinte, ich sollte mich mal ausschlafen, würde sonst noch zusammenklappen. Er hat ordentlich Angst vor den Herzneurosen, die bei unseren überanstrengten Leuten herumspuken. Bei mir hat's noch keine Gefahr.“

„Dann vorwärts!“

Der Ritt wurde angetreten. Die Leute mit dem Telephonapparat führten einen Handkarren mit sich.

Bald war der vorderste Schützengraben passiert. Dann kam noch eine Feldwache, hundert Meter vorgeschoben, mit einem Telephon am Baumstamm.

Hier wurde von den Telephonabteilungen die Verbindung hergestellt. Dann ging es weiter.



Französische Truppen auf dem Kirchhofe von Souchez, den sie nach heißen Kämpfen und schweren Verlusten aufgeben mußten.

Die Reiter voraus, die Soldaten mit dem Handkarren hinter her, ein Reiter bildete den Schluß.

Kein Wort wurde mehr gesprochen.

Der leise klingende Draht zog sich über ein weites Feld.

Die feindlichen Schützengräben lagen weit drüben in der rechten Flanke. Man kam glücklich daran vorbei.

Die Patrouille hatte die schwerste Aufgabe, die einer Abteilung zufallen kann. Sie war eine sogenannte Todespatrouille, wie der Soldat Abteilungen nennt, die gegen einen noch nicht festgestellten Feind in der Flanke vorgehen müssen, um Erkundigungen einzuziehen. Irgendwo konnte die feindliche Wache auf der Lauer liegen. Mühelos konnten sie die Reiter abschießen, deren Silhouetten sich scharf gegen die mondbeschienenen Felder abhoben.

Und hinter ihnen spann der singende Draht — ein Baum mußte als Stütze dienen — dann ging es wieder weiter — und weiter lief der Draht, immer an einer Spule rollend, die auf dem Handkarren lag.

Von Zeit zu Zeit gebot der Oberleutnant Halt.

Er stand im Sattel auf und sah sich um. Nichts.

Tiefe Ruhe. Es war, als schliesen die dunklen Felder ins Ungewisse hinein, als hebe und senke sich die Erde in regelmäßigen tiefen Atemzügen, bedeckt von dem Schleier der Nacht, die silberne Fäden zwischen den Wäldern spann.

Ein Wald wuchs auf, drohend, markig, pechschwarz.

Man mußte hindurch. Das Telephon hier durchziehen, war nicht angängig. Das Hörrohr wurde angehängt, der provisorische Apparat an einem Baum befestigt.

Die Soldaten von der Telephonabteilung blieben zurück. Die Reiter ritten in den finsternen Wald, Schritt für Schritt, immer geradezu.

Wieder ging eine halbe Stunde um.

„Kennen Sie sich hier aus?“ fragte der Kamerad und faltete die Karte auf dem Sattel auseinander.

„Ich finde mich zurecht.“ erwiderte der Oberleutnant. „In wenigen Minuten müssen wir an ein Kreuzfeuer kommen, dann führt ein Weg rechts hinüber zum



Vorposten am Eingang eines deutschen Schützengrabens vor Arras.



Französische Auto-Mitrailleuse unterstützt einen Angriff der Infanterie.

Schloße Sobieska, und die Straße links in die Sümpfe. Wir werden uns also links halten."

Sie ritten weiter. Das Kreuzisig kam. Die Soldaten nahmen die Helme ab. Einige schlugen das Kreuz. Neun gläubige Augenpaare hingen an dem Bilde des Erlösers.

Weiter ging's.

Da war die Kreuzung.

Der Spitzenreiter riß plötzlich sein Pferd zurück. Es war Hertling.

Er riß den Arm hoch.

"Halt!" kommandierte der Offizier halbblaut. Die Pferde wurden zurückgerissen. Im selben Augenblick gab es rasch nacheinander einen hellen Knall.

Hertling fiel im Sattel, als wollte er sich stellen — da brach sein Gaul in die Knie, er stürzte aus dem Sattel.

Sporen in den Weichen des Gauls, kam der Offizier heran.

"Hertling, Junge —"

Zu mehr kam es nicht. In der Delfung des Walddickichts lagen etwa ein Viertelhundert Kosaken.

Die gaben Schnellfeuer.

Hertling war schon tot. Der Graf riß seinen Gaul herum; dem lief dickes Blut über den Hals, hinten und vorne schlug das erschreckte Tier aus, und da, ein Anäuel sich wälzender Rosse und Reiter.

Der zweite Oberleutnant setzte eben die Sporen ein.

"Ich mache Meldung!" schrie er und jagte davon wie das Ungewitter. Die ganze Patrouille lag in ihrem Blute. Und mit lautem Gebrausch stürzten die Kosaken aus ihrem Versteck, den zurückgebliebenen Oberleutnant als leichte Beute gefangen zu nehmen.

Der sah noch auf seine Leute. Wie sich Sterbende unter wälzenden Rossen wanden, wie Verwundete sich mühsam aufrichteten und hilfselehend zu ihm aufstarrten.

Den nächsten Gegner schoß er mit dem Revolver aus dem Sattel, den zweiten warf sein Ballasch herunter — da hatten sie ihm die Flucht abgeschnitten.

Himmel und Hölle, er sollte sich in die Hände der Kerls geben?

Den Gaul herumgerissen — da war das Kreuzisig — Heiland, nun hilf — die Sporen eingeseht — halt aus, Brauner.

Eine Salbe, ein stechender Schmerz im linken Arm — tut nichts weiter, wohin führt der Weg?

Egal.

Weiter, weiter!

Hinterher die wilde Jagd, die Nester trachten, Zweige knacken, Schüsse knallen, durch, immer durch das wildeste Dickicht.

Der Gaul gab her, was er an Kräften hatte. Nach fünf Minuten brach er zusammen, roten Schaum vor dem Gebiß.

Der Reiter kugelte ins Gebüsch. Die Verfolger hatten die Spuren verloren.

Da lagen sie: Rosß und Reiter. In der Ferne hörten sie schießen.

Rundum war Ruhe. Die königliche Stille der Nacht, die majestätisch durch die Tannen zog.

Am Himmel funkelten Sterne.



Vom Kampf um die Vorettohöhe:

Französische Patrouille hinter einem zerstörtem Hause.

Der Graf fühlte an seinen Arm. Nichts gebrochen. Der Schmerz kam von einer Fleischwunde. Das Verbandszeug aus dem Sattel genommen, verbunden, die Blutung ließ nach.

Der Gaul sah ihm mit brechenden Augen zu. Mit welchen Augen! Aller Jammer der unschuldig leidenden Kreatur lag in dem großen Bild.

Er konnte es nicht ansehen. Armer Kamerad.

Den Revolver hinter das Ohr — ein schwacher Knall, und der Gaul streckte sich. Nur das rechte Hinterbein schaukelte noch eine Weile hin und her.

Die Augen waren erloschen.

Der Offizier steckte den Revolver in die Tasche. Den Säbel in der Faust, arbeitete er sich durch das Gebüsch.

Eine Viertelstunde lang. Sein eigener Schritt ließ ihn aufhören. Jede Sekunde konnte er Feuer bekommen.

Wo war er?

Dort drüben wurde es heller. Eine Dichtung.

Darauf los — die Zweige auseinander, und da —

Ein bleiches Schloß. Ein flackerndes Auge, rot und blüster, sah aus dem rechten Eckurm. Da war noch jemand wach.

Raus aus dem Dickicht. Herr im Himmel, in deine Hand lege ich jetzt mein Leben!

Es blieb still. Rötete sich nicht dort im Westen der Himmel? Ergoß sich nicht aus einer Untiefe schwerer Wolken eine purpurfarbene Helligkeit über den Horizont?

Noch nicht. Noch wich die Nacht nicht dem nahenden Morgen. Noch lag das Schloß in Ruhe und Frieden.

Schon hatte er die Hinterforte erreicht. Hierher war er so oft gekommen, wenn das Automobil auf der Landstraße wartete, und war eingetreten.

Nun nahm ihn ein verwilderter Garten auf.

Da war der Stall. Eine Stute heraus — hinaus — rein in den Wald! Das Schloß versank im Morgendunst.

Und dann hörte er weit hinten die heulende Meute. Schüsse. Rosaken suchten seine Spur.

Es galt Tod oder Leben. Die Stute lief wie ein Walfürenroß. Der Wald nahm ihn auf.

Vielleicht waren die Rosaken nicht mehr da. Der Weg zurück mußte gewagt werden. Los!

Er flog dahin. Kein Feind zeigte sich. Da — das Christusbild, vorbei. Drei Schüsse, die Heiligkeit des Ortes schändend — durch!

Er findet die Leichen dreier Soldaten von der Telefonabteilung, den zerschnittenen Draht, und hochaufliegend geht die Stute über den von Säbelhieben zersetzten Leib des toten Oberleutnants.

Auch er — auch er, denkt der Flüchtling, und dann:

Halten!

Zwei stämmige Landwehrmänner.

„Deutscher Patrouillenreiter!“

„Passiert!“

Und fünf Minuten später stand er vor seinem Rittmeister. In diesem Augenblick

donnerten die Kanonen, und die deutschen Maschinengewehre eröffneten ihren Höllelengelang gegen die feindlichen Schützengruppen.



Die suggestive Menschenhand.

Von Wilhelm Müller.

Es ist eine wunderbare Sache mit der Hand des Menschen. Jedes Kind lernt, daß es nicht zwei gleiche Blätter an einem Baume gibt; der Reichtum der Natur an neuen Formen und Linien ist ein so überschwenglicher, daß sie zu dem Alten immer wieder Neues und Neues fügen kann, ohne sich zu verausgaben.

Sieht man ein wenig genauer hin, so bemerkt man freilich, daß sie gar nicht anders kann: fortgesetzt ändern sich die Beziehungen der Gegenstände zu einander, Frost, Hitze, Wind und Regen wechseln nicht automatisch nach dem Uhrzeiger, sondern sind wieder den größeren kosmischen Strömungen untergeordnet, für die es vorläufig keine Regelbetriebe gibt. Und folgedessen erzeugt das fortgesetzt veränderte Verhältnis der Zusammenwirkung verschiedener Ursachen die differenziertesten Wirkungen. Da nun der Mensch mit seiner Logik von der Erkenntnis, d. h. von der Wahrnehmung von Wirkungen, abhängig ist, so imponiert ihm zunächst immer die Tat, die Tatsache.

Von der Tatsache aus vermag er dann weitere Schlüsse zu ziehen. Und die Tatsache, daß es nicht zwei genau gleiche Blätter gibt, veranlaßt ihn zu dem Schluß, daß die Natur zu der Vielgestaltigkeit nur gelangen kann durch peinlichste Entsprechung aller mitwirkenden Ursachen. Die Natur läßt jeden Faktor in dem Maße zu Worte kommen, als dieser sich Geltung verschafft. Sie verlangt für jeden Tag neuen Kraftaufwand.

Wie mit den Blättern am Baume, so ist es mit den Händen des Menschen: Am großen Menschheitsbaume sind sich nicht zwei dieser Blätter vollkommen gleich.

Eine ganze Landkarte von Linien zieht sich kreuz und quer darüber hin, und so verschieden diese sind, so verschieden ist die Form und sind die Größenmaße der einen Hand von der anderen. Wem ist es nicht passiert, daß eine alte Zigeunermutter nach seiner Hand gegriffen und ihm dies und das daraus vorgelesen hat. Wie oft hat man darüber gelächelt. Pah, das Schicksal aus den Linien der Hand lesen zu wollen.

Aber wie ist's nun mit dem Charakter? Sieht man denn nicht aus dem, was diese Hand schreibt, die Reigungen und Anlagen des Schreibenden so unzweifelhaft? Wenn nun also die Tintenschrift eine Spiegelung des Charakters ist, warum soll dieser nicht fähig sein, seine Zeichen in den ihm dienstbaren Körper des Menschen einzugraben?

Etwas anderes freilich ist es, ob wir diese Schrift lesen und richtig lesen können. Unterscheiden heißt noch nicht lesen können.

Immerhin ist die Unterscheidung ein Schritt auf dem Wege des Lesenslernens. Und so unterscheiden jetzt unsere Bankhäuser ihre Kunden nicht mehr an ihrer nachahmungsfähigen Handschrift, sondern an den Abdrücken ihrer Daumen. Hier ist ein Farblinien und dort Papier; drück deinen Daumen auf beides und wir wissen, wen wir vor uns haben. Früher bezeugte man eine Abmachung durch gesprochenes Wort, dann hieß es: was man nicht schriftlich hat, gilt nicht, und jetzt ist die Forderung: ein Druck, und der genügt!

Aber noch eine andere Bedeutung kommt der Hand zu.

Was ist denn das, was uns durchzieht, wenn eine liebende Hand sich auf unser sorgenvolles Haupt legt?

Nichts weiter als das tröstliche Bewußtsein: es leidet ein Herz mit dir? Wer nichts davon weiß, soll nicht darüber sprechen, aber ihr, die ihr wißt, was für Ströme eine Mutterhand ausstrahlen kann, ihr tut dies nicht ab mit dem Einwurf: Phantasie.

Und warum legen wir die Hand an die Stirn, wenn wir Kopfschmerzen haben? Geht es mir allein so, daß ich diese Schmerzen gleichsam mit den Händen herausziehe und wegwische?

Wenn der Mensch als die höchste vervollkommnung organisch wirkender Kräfte aufzufassen ist und alle Elemente in sich vereinigt, die im Weltall in einzelner Vielgestaltigkeit auftreten, soll er da nicht auch über magnetische verfügen? Soll der Geistesmensch weniger geistigen Strom ausstrahlen können als schwerfälliges Eisen?

Schiffe dirigieren wir jetzt durch elektromagnetische Apparate vom Lande aus; soll der wunderbare Körper des Menschen nicht wenigstens gleiche Apparate enthalten?

Keine Behauptung; nur eine Frage an solche, die etwas nicht deshalb lediglich für Unsinn halten, weil ihr Großvater noch nichts davon wußte.

Will man trotz des Bekenntnisses zur Religion die alte Kunde vom heilenden Einfluß der Handauslegung absolut für Produkte der Phantasie erklären und auf ihre Anwendung verzichten? Man verzichtet mit der Erklärung, daß wir jetzt dergleichen nicht mehr nötig haben, da unsere Medizin so fortgeschritten sei, usw. Zu deutsch heißt das: die Trauben sind mir zu sauer. Denn daß unsere Medizin magnetische Heilkräfte nicht nötig hat, weil sie „mit wissenschaftlichen Mitteln ihre Probleme löst“, glaubt der Gebildete am wenigsten, sonst hätte die „Christian Science“ nicht einen so ungeheuren Zulauf aus diesen Kreisen.

Also mit der Verzichtserklärung ist es nichts, und mehr denn je deuten die Zeichen der Gegenwart darauf hin, daß dem Menschen eine rein materialistische Medizin und Behandlungsweise nicht genügt. „Wir sind zu materialistisch geworden“, klagte erst dieser Tage ein ärztlicher Lehrer zu einem meiner Freunde.

Viel Mittel, furchtbar viel, haben sich zwischen den Menschen und seine Hand gedrängt. Oder er hat sie herbeigezogen in der Unkenntnis über die nächstliegenden Dinge. Ein Händedruck und ein segnendes

Händepaar auf einem Kinderhaupt — o, wenn die Gegenwart erst wieder den echten Wertmesser dafür gefunden haben wird! Habt ihr nicht Menschen gefunden, die diese Hände heute noch auf sich fühlen und andere, denen diese Kraft in der Stunde tiefster Not Genesung zutrug?

Menschenhände, welche Segensfülle berget ihr! Darum erhebt euch und fangt an zu segnen. Segnet die leidende Welt um euch her: ihr sollt ewig ein Segen sein allen Geschlechtern auf Erden!

Glaubt an euren Beruf, und ist der Magnet noch schwach, so stärkt ihn durch das entschlossene Bewußtsein, das ihm die Kraft eines stärkeren Magneten zuträgt: ich soll ein Segen sein, ich will es sein. Das ist die Sprache der Hand.



für uns!

Von A. Winfeld.

Das Klappen der Preßkollen, die immer zu Hülsen in den Traglasten wanderten, überkante das Schluchzen, das irgendwo aus einer Ecke des halbdunklen Kellers kam.

Erst, als die harten, kleinen Hände der Kohlenfrau ein wenig in der Arbeit ruhten, hörte man das leise Weinen deutlicher.

Die Kohlenfrau legte den fertig gepackten Kasten an die Wand und schritt stampfend über den schwarzen Boden, der unter ihren Füßen knirschte.

„Zammern Sie doch nicht so viel, Wenken! Ich bin viel schlimmer dran als Sie!“

Die Weinende erhob sich von dem umgestülpten Kotsmaß, auf dem sie gesessen hatte. „Sein rechter Arm!“ wimmerte sie.

Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken, hielt prüfend ihre gesunde Rechte in die Höhe und fiel dann wieder mit verzweifelter Aufschluchzen auf ihren Sitz zurück.

„Wenken,“ sagte die kleine Kohlenfrau mit rauhschlingender Stimme. „Sie kriegen ihn doch wenigstens wieder. Was soll ich denn sagen?“

Das Weinen verstummte.

„Da sehen Sie!“ Die Frau nahm eine Karte auf, die gelb auf dem schwarzen Boden leuchtete. „Vermißt! Wissen Sie, was das heißt, Wenken?“

Die dunklen Augen in dem ruffigen Gesicht glühten wie Kohlen. „In Feindeshände ist er, oder — gefallen!“

Ein schreckhaftes Schreien trat ein. In dem Sonnenstrahl, der sich durch die offene Kellertür Bahn brach, tanzten die blinkenden Kohlenstäubchen wie lustige, schwarze Teufelchen.

„Und ich, — das Geschäft nu allein auf'm Halle.“

Die Wenken fiel ihr unwirsch in die Rede. „Sie denken bloß an't Geschäft, an't Geldverdienen. Wenn mein Karl nich mehr wäre, denn —“ Sie sprach nicht weiter, aber in ihr verweintes Gesicht kam ein entschlossener Ausdruck.

„So lieb, wie Ihrer Sie auch hatte,“ sagte die Kohlenfrau neidisch.

„Ja, so lieb! — Und nun hat er bloß einen Arm!“

Das Schluchzen begann von neuem.

Die Kellertreppe herab kam eine blonde Kleine. Auf der Stufe, die den Klingelapparat barg, machte sie Halt und vergnügte sich damit, durch anhaltendes Trampeln die Bloße recht lange in Bewegung zu setzen.

„Mutta!“ schrie sie in den Keller hinab. „Die Bertin hat mir bet' for dir jegeben!“

Sie schwenkte einen Brief in der Hand. „Von wegen die Miete, Wenken, passen Sie auf,“ sagte die Kohlenfrau.

Sie sah erstaunt zu, wie die Wenken das Briefblatt nach dem Lesen gleichgültig sinken ließ. „Sie, das ist nicht ohne! Drüben die Lehmann hat einen Zahlungsbehl gekriegt. Keiner kann ihr helfen.“

„Mag man mich rauschmeißen!“ schrie die Wenken. „Mein Karl! — Sein rechter Arm!“

Die Kohlenfrau zuckte die Achseln und ging an ihre Arbeit. Ihr fehlte das Verständnis für die Wenken. Zammerte immer um ihren Mann, wo das Elend ihr selbst auf den Hals sah!

Die blühende, blonde Frau Wenk sagte die Hand ihrer Kleinen.

„Kommt Vater nu bald wieder?“

„Ja, mein Kind.“ — Die Tränen kolkerten schon wieder über die roten Waden der Wenken.

„Na, denn weene doch nicht, Mutta!“

„Sein rechter Arm is doch wech, Friedel!“

„Und nun kann er nich mehr so machen?“ Die Kleine schlenkerte ihr braungebranntes, rechtes Ärmchen hin und her. Dabei stieß sie an einen Mann, der mit hängenden Gliedern am Vorgitter entlangschlich.

Die Wenken sah in das vergräunte Gesicht des Graubärtigen und vergaß auf ein mal ihren eigenen Kummer.

„Herr Fiedler, was is los?“

Der Mann schluckte ein paar Mal, ehe er zu sprechen anfang. „Dah meine Frau gestorben is, wissen Sie doch? Oder nee?“

„Was Sie sagen!“ schrie die Wenken entsetzt.

Blutsturz, immer einen nach dem andern. Kein Arzt zu haben. Sie wissen: es is Krieg. Als endlich ein freundlicher, alter Herr, der eigentlich garnicht mehr am Ruder is, mit mir jing, war's zu spät!“

Er schwieg und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken.

Die Wenken suchte nach Worten des Trostes. Was sollte man angesichts solchen Kummers sagen?

„Sie haben wenigstens Ihr jutes Auskommen, Herr Fiedler,“ begann sie tastend.

Der Mann lachte laut. „Gehabt — wollen Sie sagen! Es jibt Jüngere als ich!“ Er fuhr sich an die Kehle, als müsse er ersticken.

„Dieser schreckliche Krieg!“ Die Wenken rang die Hände. „Meiner kommt ohne rechten Arm wieder!“

„Seien Sie ohne Sorge, für die Krüppel wird gesorgt. Ich hab' zwei gesunde Arme und keine Arbeit. — Na überhaupt —“ Er machte eine unendlich müde Bewegung und ging mit schlürfenden Schritten davon.

„Wofür haben wir denn einen Arbeits-

nachweis?“ meinte die Kohlenfrau, die mit einer Traglast auf dem Rücken aus ihrem Keller kam. „Der Fiedler ist bloß ein Drüdeberger.“

Die Wenken dachte, daß die geizige Kohlenhändlerin dem Manne gut Arbeit geben könne. Dann war sie wieder im Geist bei ihrem Karl.

Was hatte der Fiedler gesagt? Ohne Sorge sein?

Die Frau redte sich plötzlich hoch auf. Ihre Muskeln strafften sich. Stolz und Kraftgefühl durchströmte sie.

„Nu bin ich sein rechter Arm.“ dachte sie. Aus ihren verweinten Augen brach ein Leuchten, daß Friedel staunend vor ihr stehen blieb und sie mit immer wachsender Zärtlichkeit betrachtete.

„Freust du dir, Mutta?“

„Ja, mein Kind, Vater kommt doch nu wieder. Streicheln und um'assen kann er uns auch mit'n linken Arm, nicht wahr, Friedel?“

Die Kleine juchzte. Sie umfachte türmisch die Kniee der Mutter.

„Nicht, Mutta,“ sagte sie ernsthaft. „er hat sich doch für uns da hingestellt vor die vielen Schießgewehre, damit uns die Russen nichts tun können?“

Die Mutter streichelte das blonde Köpfchen. „Für uns!“ sagte sie aus tiefstem Herzen.



Extrablätter.

Nehmet und staunt!

Namen bei Namen, schier endlose Zeile,
Dah leuchtend das Aug' und lange draus welle:
Herliche Siege in Ost und West . . .
Dah trotz der Lüge entstellter Gebärde
Der rechten Sache der Lohn auch werde.
Sieh jedes Wörtlein raunt — —
Nehmet und staunt!

Frohlocken des Sieges, du heiliges Glück,
Banne die Jähren im trauernden Blick,
Die schmerzvoll fliehen
Um alle die Unfern, die sterben nun müssen,
Die lachend im Maßen des Lebens gestanden,
In rüstigem Schaffen friedlich fanden
Des Daseins Inhalt — in Freude und Leid
Liebend dem Weibe, dem Kinde geweiht! —
Die Stunde rinnt,
Ein' neue Zeit beginnt:
Verjüngt ersticht die deutsche Art,
Vor Schlangengift bewahrt!

Treu' und Mut sich paart . . .
Helden, die ewigen Vorbeer wanden
Um Deutschlands Fahnen in fremden Landen:
Die Kunde jedes Wörtlein raunt — —
Nehmet und staunt!

Otto Ferdinand Winfeld.

Sinnspruch.

Bewußtsein eigener Schuld ist oft die reichhaltigste Quelle des Argwohns.

